

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Otto Pniower: Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache.

matischen Krankheiten, wie Scharlach und Masern haben sehr abgenommen, und die in Folge der letzten Kriege hierher verschleppten Pocken und Cholera treten nur vereinzelt auf. Influenza grassiert leider jetzt in ganz Europa. Ich schliesse demnach mit dem innigen Wunsche, dass unsere liebe Vaterstadt Berlin auch für alle Zukunft von der schrecklichen Seuche der Pest, sowie von allen anderen Seuchen befreit bleiben möge und mit der frohen Meinung, dass auch Aussicht dazu ist.

Dr. C. Maass.

Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache.

Von Otto Pniower.

Die erste in Berlin gedruckte Zeitschrift war eine französische. Sie erschien in den Jahren 1696—1698 und war von Etienne Chauvin herausgegeben. Zehn Jahre später trat die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache ans Licht. Auch ihr war nur ein kurzes Dasein beschieden. Sie war eine Monatsschrift. Das einzelne Heft kostete 12 Gr. Sie begann im Jahre 1708 zu erscheinen und dauerte bis zum Juni des folgenden. Dann verfiel sie einem Censurverbot. Ein vollständiges Exemplar dieser Monatsschrift besitzt meines Wissens nur die Breslauer Bibliothek. Unsere königliche besitzt ein defektes, das vom ersten Jahrgang die drei ersten Hefte und vom zweiten das erste enthält. Dem Märkischen Provinzialmuseum gelang es vor einiger Zeit, den vollständigen ersten Jahrgang zu erwerben. Ein eben solches Exemplar besitzt die Bibliothek des Gymnasiums zum neuen Kloster in Berlin. Die Zeitschrift führt den Titel: Der von Seiner Königl. Majestät in Preussen Allergnädigst privilegierten Curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten, Erster Jahrgang von MDCCVIII. Durch R. Oe. Zum Nutzen und Ergötzen. Unter Praesenten sind Geschenke zu verstehen, wie sie der Herausgeber selbst einmal wenig geschmackvoll mit einem makkaronischen Namen „Schenkagen“ nennt. (S. 262). Sein Name erscheint nur einmal auf dem für den zusammengehefteten Jahrgang bestimmten Titel und nur mit den Anfangsbuchstaben. Er hiess Oelven. Weshalb und mit welchem Recht sein Vorname hier mit R. bezeichnet wird, ist mir dunkel. Er wird sonst durchweg Christoph Heinrich genannt. Er war ein Litterat, der sich seiner Zeit auch sonst bekannt gemacht hat. Doch erlosch sein Ruf sehr rasch. Von seinen schriftstellerischen Leistungen hat sich nur wenig erhalten. Sein Zeitgenosse Ancillon spricht von einer beträchtlichen Anzahl von Bänden, die er verfasst hat (S. 113 der Praesenten). Oelrichs (Beyträge zur Brandenburgischen Geschichte S. 292) zählt seine Schriften, wenn auch unvollständig, auf. Er selbst erwähnt ein sonst

nicht genanntes Specimen Terrae novi regni, das er geschrieben habe (Praesente S. 107) und gedenkt (ibid. S. 44. Bd. 2. S. 19) eines Kriegstheatrum, einer Historia Naturalis Marchiae und anderer Werke, die er plante, aber nicht vollendete. Ein bisschen Renommisterei muss man bei der Ankündigung dieser Werke freilich wohl in Anschlag bringen. La Croze (Entretiens sur divers sujets, Köln 1740 S. 241) berichtet von deutschen Satiren, die Oelven gegen ihn geschrieben habe. Eine andere gegen ihn gerichtete, lateinische Streitschrift (Philosophia in cunis de Genio Saeculi XIII ad mentem et modulum Harduini, contra autorem Gallum Pantomastigem Prolusionum prima etc.) scheint nicht zum Druck gelangt zu sein. Auf uns gekommen sind ausser der Monatsschrift nur ein paar deutsche Gedichte, die im Anhang der 9., 1809 in Berlin erschienenen Ausgabe der Gedichte des Freyherrn v. Canitz abgedruckt sind, sowie ein im Besitz des Märkischen Museums befindlicher poetischer Text zu einer Art Oratorium auf den 53. Geburtstag König Friedrichs I v. J. 1709 (Des Preussischen Zions Danck- und Jubel-Opffer Am Geburtstage Sr. Königl. Majestät etc. Den 12. Julii 1709, Cölln an der Spree Ulrich Liebpert). In Musik gesetzt ist das Oratorium von M. Gravius, Music-Direct. Endlich existiert von einer kleinen, gegen den bekannten französischen Kritiker Bayle gerichteten, in französischer Sprache abgefassten Schmähschrift Oelvens „Über eine historische Begebenheit, welche das durchlauchtige Haus Brandenburg angehet“ eine von Oelrichs gefertigte deutsche Übersetzung (Oelrichs Beyträge S. 297 ff.). Von Oelvens Originalschriften besitzt unsere königliche Bibliothek ausser dem verstümmelten Exemplar des Praesenten keine einzige.

Übrigens beabsichtigt Dr. L. H. Fischer, wie er im zweiten Band unseres Archivs, in den Anmerkungen zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel des Rektors Joh. Leonhard Frisch mit Leibniz mitgeteilt hat, eine Monographie über Oelven auf Grund neuen Materials. Das Beste über ihn hat der bekannte Historiker Wilh. Giesebrecht, der Verfasser der Deutschen Kaisergeschichte, vor länger als 50 Jahren geschrieben, als er in einem Aufsatz im 6. Bande der Schmidtschen Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte die geistreiche Hypothese wagte, dass der unbekante, seit langem gesuchte Verfasser der Weissagung von Lehnin unser Christoph Heinrich Oelven sei. Nach ihm hat Guhrauer manches über ihn ermittelt. Im zweiten Band der Zeitschrift „Bär“ (S. 185 f.) veröffentlichte George Hiltl einen inhaltreichen Aufsatz über den Berliner Litteraten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Eine Charakteristik der Praesenten giebt Ludwig Geiger in seinem Werke „Berlin 1688—1840“ Bd. 1 S. 141 ff. Alle Darstellungen habe ich in den folgenden Ausführungen benutzt, vieles jedoch, besonders einige bezeichnende Züge in der Schilderung des Wesens der Zeitschrift, absichtlich unberücksichtigt gelassen, um Wiederholungen zu vermeiden.

Auch über sein Leben ist uns bisher wenig überliefert. Er war vielleicht der Sohn jenes Gottlieb Heinrich Oelven, der im Jahre 1656 als Sekretär der Geh. Kanzlei in Berlin erwähnt wird (Küster, Altes und neues Berlin 3, 331), und sein Vater stand vielleicht im Dienst des Grafen von Wittgenstein, als dieser als Gesandter Brandenburgs im Münster an den Verhandlungen über den Westfälischen Frieden teilnahm. (Bär 2, 185). Er wurde Offizier und nahm als Rittmeister seinen Abschied. Vielleicht zwang ihn Krankheit dazu, da er später gelähmt war und auf Krücken ging. Er war viel im Ausland, in Frankreich und Holland, wie aus vielfachen Anspielungen auf diese Reisen in seinen Schriften hervorgeht. Seine Bildung war nicht gewöhnlich. Dass er das Französische wie seine Muttersprache handhabte und in ihr schrieb, will zwar in der damaligen Zeit nicht viel besagen. Er war aber auch ein guter Lateiner. Auch des Hebräischen scheint er kundig gewesen zu sein. Sein deutscher Stil ist für seine Zeit gewandt und kräftig. Er war Mitglied der Berliner Akademie, verlor jedoch später seinen Sitz. (Archiv der Brandenburgia 2, 33). Er hatte sich missliebig gemacht durch eine leidenschaftliche Polemik, in die er mit einem Kollegen in der Akademie, La Croze, geraten war, dem katholischen Renegaten, der, nachdem er den Benedictiner-Orden verlassen hatte und zur reformierten Kirche übergetreten war, in Berlin eine angesehene Stellung in der Gelehrtenwelt wie bei Hofe erlangt hatte. Aber sein Verhalten gegen La Croze war wohl nicht das einzige, was man ihm zum Vorwurf machte. Er scheint noch mehr auf dem Kerbholz gehabt zu haben. In einem, in unserm Archiv Bd. 2 S. 12 ff. abgedruckten Schreiben an Leibniz sagt Joh. Leonh. Frisch von ihm: „aber dergleichen Leuthe sind ulcera“ (Geschwüre) und keine Zierden einer Societät“. Die Akademie war es auch, die Oelven verbot, ferner etwas ohne Censur drucken zu lassen und die sich zuletzt genötigt sah, der Fortsetzung seiner Zeitschrift das imprimatur zu versagen. Oelven scheint die Ausstossung aus der Akademie nicht ruhig hingenommen zu haben. Aus einem Brief Leibnizens an La Croze wissen wir, dass er gegen die Societät eine Klage eingereicht und ihr zum Vorwurf gemacht hat, 70 000 Thaler, die durch den Vertrieb von Kalendern gewonnen worden seien, im Kasten behalten zu haben.

Oelven war offenbar eine leidenschaftliche, schmähsüchtige Natur, ein Pamphletist von nicht eben gutmütiger Art und von rücksichtsloser Schroffheit. Sein ganzer Hass galt den Vertretern des Skepticismus in der Wissenschaft, jenen Anhängern der eben entstehenden Aufklärungsepoche, die hauptsächlich von der Kritik des Überlieferten, von der Anzweiflung des bisher Gültigen die Fortschritte der Wissenschaft erwarteten. Der Hauptrepräsentant jener wissenschaftlichen Richtung, deren Gipfel später die Namen Voltaire und Lessing bezeichnen, war

um die Wende des 18. Jahrhunderts der Franzose Bayle, der Verfasser des berühmten Gelehrtenlexikons, der, als Oelvens Zeitschrift zu erscheinen begann, nicht mehr unter den Lebenden war. Er war am 28. Dezember 1706 gestorben. Oelven griff ihn noch zu seinen Lebzeiten im Jahre 1705 in der schon erwähnten Streitschrift an, in der er ihm die in seinen Augen ungeheuerliche Behauptung vorrückt, dass Germaine de Foix, die verwitwete Gemahlin des spanischen Königs Ferdinand, unstandesgemäss heiratete, als sie einem brandenburgischen Markgraf Johann die Hand reichte. Er verfährt dabei mit einer in der an Ausschreitungen gewiss nicht armen Geschichte der wissenschaftlichen Polemiken ungewöhnlichen Zügellosigkeit. „Es darf Bayle nicht befremden, sagt er, wenn redliche Seelen ihn als einen Unseligen betrachten, welcher gleichsam von der christlichen Gesellschaft ausgeschlossen ist und niemals anders handelt, als nach den Willen seines Götzen, des Urhebers des Bösen.“ (Oelrichs a. a. O. S. 297). Er wirft ihm vor, dass er die christlichen Wahrheiten durch Einführung der Lehren des Teufels auszurotten bemüht sei. Auch Bayles Anhänger La Croze fasst Oelven in der Polemik nicht gerade mit Handschuhen an. Er ruft ihn an (Praesente S. 71): „Es ist wahr, mein gelehrter, aber nur Philosophischer oder Grammatikalischer Kaldaunenschlucker“ und ermahnt ihn, „die Gutthaten der Teutschen, die ihn aus dem Staub errettet und ein reichliches Stück Brod zugeworfen haben, zu erkennen.“ An anderen Stellen (Praesente S. 34. 35) nennt er Bayle einen „libertin, scepticus und gar Atheist“, seine Anhänger, „Ertzspötter, Giftmischer u. ä.“

Oelven trieben zu diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen gewiss zunächst persönliche, ja unlautere Motive. Denn sein Character war nicht eben makellos. Züge von Unehrllichkeit und unreiner Eitelkeit weist Giesebrecht in seiner erwähnten Abhandlung nach (a. a. O. S. 450 und 464). Auch hielt er seine litterarische Beschäftigung nicht frei von egoistischen, geschäftlichen Zwecken. Viele seiner Schriften verfolgen das Ziel, ihm die Gönnerschaft einflussreicher Personen und klingende Belohnung zu verschaffen. Man muss diesen Zug freilich historisch verstehen und nicht nach den heutigen Begriffen litterarischer Ehre beurteilen. War doch die Poesie damals überwiegend Gelegenheitsdichtung im schlechtesten Sinne des Wortes und zur Vermittlerin schnöden Gelderwerbs herabgesunken. Es war die Blütezeit der schmeichelnden Hofpoesie. Es mögen bei Oelven also bei seiner Bekämpfung der Aufklärer persönliche Motive mitgewirkt haben, gleichzeitig aber stand er in einem schroffen, innern Gegensatz zu den Vorkämpfern jener skeptischen Richtung in der wissenschaftlichen Forschung. Er war religiös, tief gläubig und von einem verschwommenen Mysticismus erfüllt. Die Überlieferung der Bibel war ihm ein unantastbares Heiligtum. Er schwärmte fürs Mittelalter, für die Herrschaft des alten deutschen

Kaisertums. Das dreizehnte Jahrhundert erschien ihm als die Epoche glänzendster Bildung. Alles fremde, besonders das französische Wesen war ihm verhasst. Gegen die geistige Herrschaft, die damals die französischen Reformierten in Berlin übten, lehnte er sich auf. Ein Mann von dieser Gesinnung musste den Vertretern der französischen Aufklärung, die nur das für wahr hielten, was ihr Verstand begriff, gram sein. Seine bigotte Gläubigkeit musste in allen Deisten oder Atheisten Handlanger des Teufels erblicken.

Oelven nahm ein trauriges Ende. Nicht lange nachdem das Verbot gegen seine Zeitschrift ergangen war, verfiel er in Wahnsinn. Er starb in grösster Dürftigkeit, etwa um 1725.

Dieser Mann also gab die erste Berliner Zeitschrift heraus. Er gab sie übrigens nicht bloss heraus in dem Sinne, wie heute ein Redakteur eine Zeitschrift aus den ihm meist in grösserer Masse als ihm lieb ist, zuströmenden Beiträgen der verschiedensten Mitarbeiter zusammenstellt, sondern er schrieb sie ganz und gar selbst. Seine ausgesprochene Bitte an die Leser, ihn mit Material zu versehen (Praesente S. 58 f.) verhallte ungehört. Daraus ergab sich schon eine selbst für die übermässig geduldigen Leser, als die wir uns die Menschen des siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts zu denken haben, todbringende Eigenschaft der Zeitschrift: Mangel an Mannigfaltigkeit, deutlicher gesagt: Langeweile. Sie herrscht in ihren Blättern mit bleierner Kraft und Sie dürfen es glauben, dass es selbst für einen Philologen, der ja alles lesen können muss, nicht leicht war, sich durch diesen Band hindurchzuwürgen.

Wenn ich Ihnen nun eine deutlichere Vorstellung von dem litterarischen Unternehmen geben soll, muss ich Sie bitten, bei der Würdigung auch hier den modernen Begriff einer Monatsschrift bei Seite zu lassen. Die Wandlung, die die Welt seit fast zwei Jahrhunderten durchgemacht hat, die Umwälzung, die das öffentliche Leben in Deutschland und namentlich in Berlin erfahren hat, wird einem besonders lebendig, wenn man diesen Erstling unseres Zeitungswesens mit einer heutigen Monatsschrift wie etwa der „Deutschen Rundschau“ vergleicht. Was heute einer Zeitschrift und wenn es die vornehmste ist, nicht fehlen darf, dasjenige Moment, das freilich am meisten zur Verflachung der Zeitungs-litteratur geführt hat, das Actuelle, nimmt in den „Praesenten“ nur einen ganz bescheidenen Raum ein. Es muss schon ein Ereignis, wie die dritte Vermählung seines Königs mit Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin sein, um Oelven zu veranlassen, eines momentanen Geschehnisses zu gedenken. Und auch dies thut er gewiss hauptsächlich um des Lohnes willen, den er für seine dithyrambische Verherrlichung erwartete und hoffentlich auch erhielt. Die Politik, die heute auch einer belletristischen Zeitschrift nicht mangelt, ist gänzlich ausgeschlossen.

Ebenso findet die Kunst in ihr keine Stätte trotz dem Titel der Zeitschrift, der ihre Berücksichtigung so gut wie die der Politik verspricht. Es ist, wie wenn dieses wichtigste Element der höheren menschlichen Existenz in der Hauptstadt des jüngsten Königreiches noch nicht Wurzel gefasst hätte. Wir wissen jedoch, dass es so um das damalige Berlin nicht stand, dass in der Stadt, in der ein Schlüter seine Meisterwerke schuf, auch der künstlerische Sinn sein Heim aufzuschlagen begann. Wenn die Praesenten nichts davon spüren lassen, so lehrt das nur, dass man sich hüten muss, die Schöpfung des armen, um das tägliche Brot kämpfenden Litteraten für ein irgend umfassendes Spiegelbild des damaligen Berliner Lebens zu halten. Nur seinem beschränkten Sinn leuchtete nicht der Genius der Kunst. Man müsste sonst annehmen, dass auch Handel und Industrie damals vor den Mauern der Residenz Halt gemacht hätten. Denn auch davon weiss die Zeitschrift nichts zu berichten.

Was enthält sie denn also?

Die Zeit, in der Oelven schrieb, war die der Raritätenkabinette. Damals legten die Fürsten, die vornehmen oder reichen Herren, jene Curiositätensammlungen an, aus denen die späteren Museen hervorgingen. Auch unsere Berliner Museen sind zum Teil aus der kurfürstlichen, später königlichen Kunstkammer hervorgegangen. Ein solches Raritätenkabinet ist denn auch unsere Zeitschrift. Bezeichnend dafür ist schon ihr Titel Curieuse Natur- Kunst- Staats- Sitten-Praesente. Und nicht bloss auf dem Titel erscheint das Wort. Auch in der Zeitung selbst begegnen wir ihm wiederholt. Wie heute der Schriftsteller, einer überlebten Mode folgend, seinen Leser als freundlichen Leser anspricht, so gebraucht Oelven als *captatio benevolentiae* die Anrede 'curieuser Leser.' S. 105 f führt er ganz im Sinne der Curiositätenkabinette ein Naturspiel oder wie er es nennt, ein Spielwerk der Natur vor: eine in der königlichen Orangerie in Oranienburg gewachsene, durch eigentümliche Warzenbildungen entstellte Pomeranze vor. Vielfach preist er ganz im Geschmack der Zeit selbst bereitete Allheilmittel an. Ausführlich ergeht er sich über die alte Panacee, das *aurum potabile*, vor dem er jedoch einem selbst erfundenen Mittel, dem hölzernen Trinkgold, den Vorzug giebt. Genau beschreibt er seine Zubereitung, nennt seine Bestandteile und preist es als ein nie versagendes Medikament gegen alle möglichen Krankheiten. Ein andermal Mal (S. 76 f.) empfiehlt er als ein unfehlbares „Remedium“ gegen das Aufbrechen von Wunden einen „feinen zu dünnem Blech geschlagenen Dukaten.“ „Es zieht alle böse Materie aus dem ganzen Körper des Menschen, wenn auch schon die Gebeine Carios wären und heilet vom Grunde aus ohne einzige andere Zuthat.“ Fast ein ganzes Heft, das erste des zweiten Jahrgangs, widmet er einer „Magenbürste“, von der er ein Abbild giebt, deren Herstellung und Anwendung er bis ins Kleinste und Unappetitlichste auseinandersetzt.

Ein abgesagter Feind ist Oelven des Kaffees oder, wie er sich ausdrückt, des Coffys. Er hält ihn für höchst ungesund und schädlich und schlägt statt seiner einen aus der gerösteten Mandel hergestellten Trank vor, für den er die Bezeichnung „Mandelade“ prägt. Auch hier giebt er umständlich die Zubereitung an und kann sich nicht genug thun in der Anpreisung seiner wohlthätigen Wirkung.

Einmal (S. 29 f.) erörtert er eingehend die Frage, ob der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., der ihr zuerkannte Ruhm der Keuschheit gebühre oder nicht. Nicolaus Hieronymus Gundling, der unbekanntere, aber tüchtigere Bruder des mehr berühmten als berühmten preussischen Historiographen, ein Schüler von Christian Thomasius, hatte ganz in der Art seiner Schule in seinen unter dem Titel *Otia* gesammelten historisch-kritischen Abhandlungen diese so eminent wichtige Frage aufgeworfen und war zu dem Ergebnis gelangt, dass die Kaiserin mit Unrecht in dem Ruf der Keuschheit stehe. Oelven bricht nun mehr ritterlich als wissenschaftlich eine Lanze für die geschmähte Frau, wobei er es jedoch nicht unterlässt, in allerlei Obscoenitäten zu schwelgen. Er entfaltet dabei eine erstaunliche Kenntnis längst verschollener Histörchen, wie es denn seiner abstrusen, polyhistorischen Gelehrsamkeit eigentümlich ist, aus den entlegensten antiken oder mittelalterlichen Schriftstellern allerlei Anekdotenkram zusammenzutragen.

Dieser Erörterung lässt Oelven (S. 36 f.) eine Mitteilung folgen, die ihm Gelegenheit giebt, seinem fanatischen Hass gegen die ‚Henkermässigen Doctoren‘ Luft zu machen. Er erzählt von einem ‚Kleinstädtischen Quacksalber‘, der in zwei Fällen im Leib zurückgebliebene Kugeln durch immer erneutes Schneiden vergeblich zu entfernen versucht habe. Nach unsäglichen Qualen, die Oelven in unheimlicher Freude am Grausigen beschreibt, seien beide Patienten gestorben. Diese Sucht zu operieren, sei um so verwerflicher, als wie er mit fetter Schrift angiebt, folgendes einfache Mittel stecken gebliebene Kugeln entferne: „Nämlich eine Kugel, so aus einem angeschossenen wilden Schweine ausgeschnitten, breit geschlagen und übergelegt, ziehet in 24 Stunden eine im Leibe des Menschen steckende Kugel heraus, wann man sich auf dieselbe Seite legt, da die Kugel steckt.“

Und von hier springt Oelven wieder zu einem ganz anders garteten Thema über. Er hatte ein Jahr vorher eine Theorie über die Entstehung der wohlriechenden Ambra aufgestellt. Er schrieb dieser aus dem Innern des Pottfisches stammenden Substanz einen selbständigen Ursprung zu und hielt sie, wie er sich ausdrückt, für ein „Lufftwerck“, für eine Art Thau, der vom Himmel fallen oder sonstwie sich bilden sollte. Ein Dr. Heinrich Anhalt hatte es gewagt, diese Ansicht Oelvens anzuzweifeln, und gegen ihn wendet er sich und zwar in der unflätigsten Weise.

Er nennt ihn nie anders als Stercutius und überschüttet ihn mit den ärgsten Schimpfwörtern. Mehr als 16 Seiten dieser Zeitschrift in klein 4^o füllt diese Auseinandersetzung. Welche Zumutung für den Leser nach unseren heutigen Begriffen!

Ich habe zuletzt, um Ihnen ein deutlicheres Bild von dem Wesen der Monatsschrift zu geben, den Inhalt einer ganzen Nummer, der zweiten des ersten Jahrganges, skizziert. Der Vollständigkeit halber muss ich noch hinzufügen, dass jener Auseinandersetzung über die Keuschheit der heiligen Kunigunde eine Einleitung vorausgeschickt ist, die ein seltsames Ragout darstellt. Sie beginnt mit einer galanten Anrede an eine ‚Madame‘. Jede Nummer zeigt diese Anrede. Einmal spricht sich Oelven darüber aus, wen er dabei im Auge habe und erklärt zuletzt Madame Fantasie für die Angesprochene (S. 99). In dieser Einleitung entschuldigt sich Oelven wegen der Angriffe, die die Damenwelt als die Trägerin der im ersten Heft geisselten, entarteten Mode erfuhr, erzählt eine Anekdote von einem spanischen Gesandten, der in Paris im Garten der Tuileries unvermutet eine Ohrfeige von einem petit maître erhalten habe und benutzt das, um eine höhnende Charakteristik dieser Klasse von Menschen, der Modegecken und Gigerln jener Zeit, zu geben. Dann erst kommt er auf die Angelegenheit der heiligen Kunigunde zu sprechen.

Ähnlich präsentieren sich die anderen Hefte. Alle zeigen den buntscheckigsten Inhalt. Eine Abgrenzung der so verschiedenartigen Stoffe ist absichtlich vermieden. Im letzten Heft des Jahres 1708, das der Hochzeit Friedrichs I. mit Sophie Luise von Mecklenburg gewidmet ist, wird mitten in der Verherrlichung der Vermählung die Frage erörtert, ob Xerxes oder Artaxerxes mit dem König Ahasver des alten Testaments identisch ist. Den Anlass dazu giebt Oelven der Umstand, dass das Königspaar mit Ahasver und Esther verglichen worden war. Und unvermutet schliesst er daran eine Tabelle zum Unterricht betreffend die Geschichte von Esdras, Nehemias, Esther, Daniel und vielen anderen Büchern der heiligen Schrift. Offenbar hält Oelven diese Mischung des Heterogenen für geistreich. Er erklärt sich zwar für einen Feind des bel esprit (Praesente S. 34), allein was man so oft zu beobachten Gelegenheit hat, dass jemand, der gegen eine Mode, eine Richtung seiner Zeit ankämpft, selber ihr unbewusst huldigt, trifft auch für ihn zu. Auch er steht im Banne einer von ihm getadelten Neigung seiner Zeit. Sichtlich strebt er nach den Lorbeeren eines eleganten Causeurs. Was er bietet, ist der naive Ausdruck dieses Strebens. Es liegen hier die ersten Anfänge des späteren Feuilletons vor, jenes heute Gott sei Dank in der Achtung gesunkenen und nicht für mehr so unentbehrlich gehaltenen Ingrediens jeder besseren Zeitung, das für um so gelungener gilt, je krauser sein Inhalt ist. Auch bei ihm kommt es darauf an, über die

verschiedensten Dinge in unmerklichen Übergängen zu plaudern, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen.

Ich würde einen wichtigen Bestandteil der Zeitung übergehen, wenn ich nicht zum Schlusse eines Auswuchses der Litteratur gedächte, der an Oelven einen besonderen Pfleger fand: des Anagramms. Was damit gemeint ist, sollen Sie an einem kurzen Beispiel, das ich der Zeitschrift entnehme, sehen. Im elften Stück der Monatsschrift (S. 221 f.) giebt Oelven ein Anagramm auf Berlin zum besten, d. h. er stellt die den lateinischen Namen unserer Stadt „Berolinum“ bildenden Buchstaben zu neuen Worten zusammen. Die beiden Worte, die sich ihm ergeben, lauten *orbi lumen* „ein Licht dem Erdkreis“ und so erblickt er darin eine Vorbedeutung der künftigen Grösse Berlins. Ein ander Mal bringt er durch Umstellung der Buchstaben des Namens des im Jahre 1707 geborenen Sohnes des Kronprinzen *Friedericus Ludovicus princeps Arausionensis etc.* das Anagramm zu Stande: *Fili, Caesar eris dux purpureusque Sionis Vincendo* d. h. „Sohn, du wirst einst Kaiser sein und durch Sieg ein Herrscher Zions im Purpur.“ Die Weissagung traf freilich nicht ein. Der Prinz starb schon ein Jahr nach der Geburt. In dem zwölften Stück, das, wie erwähnt, der Vermählung des Königs mit Sophie Luise gewidmet ist, werden auf die Namen des Bräutigams und der Braut nicht weniger als sieben Anagramme vorgetragen. Diese Art der Weissagekunst war Oelven, wie er wenigstens wiederholt versichert, eine ernste heilige Sache. Sein Zorn gegen La Croze entflammte, als dieser von ihm sagte, dass er nur ein Anagramm zu Stande bringen könne. In einer solchen glücklich gefundenen Kombination — er nennt sie *rencontre* — „muss man, sagt er (S. 64), dem Autori etwas, aber alles alles vornehmlich der Göttlichen Providenz zuschreiben.“ Von dem oben angeführten Anagramm aus dem Namen des Prinzen von Oranien, Sohnes des Kronprinzen, sagt er (S. 74): „Der Geist dieser nachdencklich versetzten Buchstaben im Nahmen des neugebohrnen Printzen ist nicht durch Speculation des Anagrammatisten entsprungen, sondern die Hand des Höchsten hat dieselbe rangiret.“ Denn, wie er an einer andern Stelle bemerkt, „Gott der alles pondere, mensura et numero gemacht und unsere Haare gezehlet hat, solte der nicht auch die Buchstaben unserer Nahmen abgewogen, und darin seine Verborgeneiten geleet haben? (S. 65).“

Von einem solchen Aberglauben war derjenige erfüllt, der die erste deutsche Monatsschrift in Berlin herausgab! Diese Freude an rätselhaft-spielerischen Weissagungen, an mystisch-kabbalistischen Vordeutungen war es, die Giesebrecht bestimmte, nachdem er einmal gefunden hatte, dass die Lehninsche Weissagung nicht vor 1695 niedergeschrieben sein könne, an Oelven als ihren Verfasser zu denken. Er sprach die Vermutung aus, nachdem er nur vier Stücke unserer Zeitschrift kannte.

Ich, der ich nun den ganzen Jahrgang durchgelesen habe, muss bekennen, dass mir in den übrigen Nummern nichts begegnete, was Giesebrechts Hypothese zu stützen geeignet ist.

Ich habe mich bemüht, die Monatsschrift vom Standpunkt ihrer Zeit aus zu würdigen. Blicken wir vom heutigen auf sie zurück, wie sind wir doch seit dem vorgeschritten! Wie hat Berlin und Preussen nicht bloss auf dem Gebiete der Litteratur, nein auf allen Gebieten des Lebens gewonnen! Wir dürfen von berechtigtem Stolz erfüllt sein, wenn wir diesen Abstand überschauen. Wir wollen uns indes nicht überheben. Wer weiss, wie nach abermals zweihundert Jahren ein Mitglied der Brandenburgia möglicher Weise von derselben Stelle aus über eine heute in Berlin erscheinende Zeitschrift urteilt! Doch soll es uns wiederum recht sein, wenn er dieselbe Kluft wahrnehme, die sich uns zwischen jener Zeit und heute aufthat. Denn was kann uns erwünschter sein, als dass unser Vaterland weiter so blühe und gedeihe, wie es ihm in den verflossenen zwei Jahrhunderten beschieden war?

Kleine Mitteilungen.

Ueber die Wolfsjagden und das Jagdlaufen der Bürgerschaft in Strausberg. (Beitrag zur Geschichte der Stadt Strausberg von B. Seiffert). Keine Verpflichtung mag der Bürgerschaft des 17. und 18. Jahrhunderts un-erträglicher geworden sein, als die, im Winter bei frischem Schneefall (Newe genannt) nach Rüdersdorf zur Wolfsjagd, oder sonst bei grösseren Hetz- und Parforcejagden des Landesfürsten als Treiber mitziehen zu müssen. Tagelang vom Hause, von der Familie fern, ohne regelrechte Beköstigung, ausser was sich ein jeder an Mundvorrat mitnehmen konnte; in dem Erwerb durch Handwerk oder Ackerbau beeinträchtigt; ausser den Unbilden der Winterzeit noch mancherlei Strapazen und selbst roher Behandlung ausgesetzt sein zu müssen — in der That wäre das nach unsern heutigen Begriffen mit der Würde eines Bürgers nicht vereinbar. Und keiner sollte nach der landesherrlichen Verordnung von dieser Verpflichtung befreit sein, nicht Vermögen noch Stand davor schützen, nur ganz wenige waren ausgenommen; was Wunder, wenn man mit Kummer und Unwillen gehorsame, eine gewisse hartnäckige Dickfälligkeit bei Ausführung der Befehle bewahrte und — so oft ein geringer Schimmer von Aussicht auf Erfolg winkte — einfach strikte, um Zeit, Mühe und Geld zu sparen und die Gesundheit zu schonen.

Das umfangreiche Aktenstück im hiesigen Archiv reicht vom 1. Jan. 1652 bis zum 7. März 1769 und bietet in einzelnen Teilen so interessante Beiträge zu diesem schmerzlichen Kapitel, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, dieselben im Auszuge zusammenzustellen zu einem charakteristischen Bilde „aus der guten alten Zeit.“